

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	3 (1908-1909)
Heft:	10
Artikel:	Frankreich und die Franzosen
Autor:	Geiger, Eugen
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-747981

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frankreich und die Franzosen.

Von Dr. Eugen Geiger, Burgdorf.



Eder, der einmal eine Reise nach Frankreich gemacht, meint Land und Leute dort drüben zu kennen. Und doch, wie unendlich schwer ist das! Überall Widersprüche, überall Rätsel. Vor kurzem erschien ein Buch (*Aus der Gascogne. Der Herr Nachbar zur Rechten.* Von Reinhold Lindenbein, Pastor a. D. Berlin, Konrad W. Mecklenburg vorm. Richterscher Verlag) eines in Genf lebenden Schriftstellers, das jeder, der sich für Frankreich interessiert, lesen, studieren sollte. Verschiedene Umstände vereinigten sich, um den Autor zum berufenen Beurteiler der französischen Verhältnisse zu machen. Beinahe drei Dezennien wohnte er in dem Lande, wo er auch eine Lebensfährtin fand. Er selbst ist Deutscher geblieben, Preuze, und urteilt als solcher. Aber mit einer Aufrichtigkeit, einer Offenheit, so intelligent, so gescheidt, daß sogar die französische Presse in den paar bis jetzt erschienenen Besprechungen des Buches dieses hochbegabten Verfassers sich mit schmeichelhafter Anerkennung äußert und den Landsleuten die eifrige Lektüre empfiehlt. Einen ganz besondern Vorzug hat die Schrift: sie ist niemals langweilig! Es mögen hier einige Gedanken daraus folgen.

England im Rücken und die Verbündeten vor Augen hat Deutschland Frankreich als Nachbar zur Rechten; Frankreich nimmt auf der europäischen Völkerkarte den Ehrenplatz ein. Bestimmend hat es stets auf Deutschland eingewirkt. Und das wird wohl so bleiben. Die französischen Reklamationen wegen Elsaß-Lothringen sind verstummt, nicht weil man sie als unberechtigt ansieht, sondern als aussichtslos für den Augenblick. Von Dekadenz ist in Frankreich nichts zu sehen. Reiche Mittel und Kräfte sind da; große Verluste hat das Land rasch gut gemacht durch die Kunst der Sparsamkeit. An dem industriellen, mercantilen Rückgang ist, soweit es sich konstatieren läßt, zum Teil eine verkehrte Gesetzgebung, die Schwierigkeit der Weinkultur schuld, zum Teil die Neigung das Geld in sichern Werten anzulegen. Die Amputations von 1871 haben dem Lande nicht geschadet, scheinen vielmehr die Lebenskraft konzentriert zu haben. „Schade, daß man eine solche Nation zum Feinde hat,“ klagt der Verfasser.

Wer könnte übrigens Frankreich seine Wünsche und Hoffnungen verdenken? Die Eigenliebe, die beim Franzosen so hervorragend entwickelt ist, macht die alte Wunde immer noch brennen. Die Bewohner der beiden Provinzen lagen ihnen gar nicht so sehr am Herzen. Sie

beklagten sich ebensosehr über deren Zudringlichkeit mit dem ewigen Appell an den Geldbeutel, wie diese über die „Härte der Franzosen“. Aber der Name verkörpert ihnen gewissermaßen die Niederlage. Bei allem Drohen ist die Revanche von den allerwenigsten je ernstlich ins Auge gefasst worden. Die Zeitungsartikel beweisen gar nichts. Außerdem diente der Lärm vielfach zur Beseitigung innerer Schwierigkeiten, von Kammerintrigen.

Der Gascogner ist der Typus des ganzen Volkes. Der Mensch ist, was er trinkt; das Lebhafte, „Spritzige“ ist beim Franzosen nicht gemacht, sondern gehört zu seiner Natur, Eigenart, wie der Schaum seines Champagners. „L'esprit français aime à gauloiser“. Die französischen Schriftsteller aber, die im Schmutze wühlen, kommen keinem Volksbedürfnis entgegen. Der nackte Realismus ist überhaupt für den Franzosen, der eine leichte Verhüllung verlangt, um etwas zum Raten zu haben, nicht zugeschnitten.

Keine Frau der Welt wird ungünstiger, zugleich falscher beurteilt, als die Französin. Der Grund dieser trostlosen Schilderung ist aber keine Krankheit des Volkes, sondern der Schriftsteller. — Von ihrer Gediegenheit hat man selten die richtige Vorstellung. Man meint, ihr einziger Beruf sei, Staat zu machen; zu diesem Zweck alles Geld auszugeben; die Zeit mit Puß, mit Vergnügungen auszufüllen, sich weder um das Haus, noch Mann und Kinder kümmern. Wohl leben sie nicht in der Küche, weder in der Wirklichkeit, noch im Geist, wie die deutsche Hausfrau, zumal es das rationelle, einfache französische Kochen unnötig macht. Sie verbringen ihre Nachmittage auch nicht in Kaffeegesellschaften. In Geschäft und Haus vertritt sie gründlich ihre Interessen und die des Mannes. Die Toilette, von der man glaubt, sie ruiniere den Mann, besteht durchaus nicht aus lauter Neuanschaffungen mit raschem Wechsel, sondern ist eher das Resultat konservativer, geschickter Verwendung des Alten; sie hat „chic“ und ist vielfach ihr eigener Schneider und Tapetzierer. Nicht die wirkliche „monde“ verschwendet, sondern die „demi-monde“, die darin, im Gegensatz zu den griechischen Hetären, ihren esprit sucht. — Die Französin ist Mutter, und dann Gattin. Die Frauen sind die Königinnen der herrschenden Anschauungen; die Unwiderstehlichkeit ihres Willens, ihr Einfluß ist groß.

Hingegen wird oft zuviel gesagt von dem „beispiellosen“ Patriotismus der Franzosen. Die Erscheinung der franc-tireurs von 1870/71 ist kein Beweis dafür; auch die Behauptungen französischer Militärschriftsteller nicht, ihre Niederlagen seien „défaites glorieuses“, selbst der mittelmäßige Mac Mahon sei ein „glorieux vaincu“ gewesen. Sie unterlagen, im Gegensatz zu andern Nationen, mit „Grazie“! Die prompte Zahlung der fünf Milliarden wurde überall als ein Zeichen

des französischen Patriotismus angesehen. Die fünf Milliarden waren aber das beste Geschäft der Patrioten, denn der Staat garantierte sie mit 6—7 % Verzinsung. Dazu war die Subskription mühsam genug gewesen. Über die geringe Zunahme von Frankreichs Bevölkerung ließe sich auch vieles sagen, was nicht von Patriotismus handelt. Ferner, wer in der Heimat sein Auskommen hat und in die Fremde geht, um zum Nutzen und Frommen des Vaterlandes zu kolonisieren, ist ein besserer Patriot, als der „fils à Papa“, der verwöhnt in einer kleinen Familie nach dem Wort handelt: leben kann man nur in Frankreich, anderswo vegetiert man höchstens. Ist das heutige Parteidienst in Frankreich patriotisch? Das Flüchten des Kapitals ins Ausland, sogar nach Deutschland? War die Stiftung der Kommune durch eidbrüchige Soldaten unter den Augen des Landesfeindes Patriotismus? In den Schulen wird mehr Nationalität eingepflanzt. Der französische Sozialismus ist international. Was bedeutet eine Patriotenliga, wenn der Patriotismus so wenig zu wünschen übrig lässt, daß andere Nationen darin ein Vorbild sehen sollen? Ist die Erhebung des Midi patriotisch? Der Franzose ist partikular-französisch, hält daran dem Ausland gegenüber fest und heißt darum besonders patriotisch. Trotz aller Mängel muß man aber anerkennen: sein Herz hängt am Vaterlande.

Im Gegensatz dazu sucht man den Konservativismus am wenigsten in Frankreich. Dennoch ist er in hohem Grade vorhanden. Nach dem Gesetz der Mode und um die Ruhe nicht zu stören ist die Masse mit der Republik jetzt zufrieden. Man hängt am Gewohnten, und daneben fürchtet man das „imprévu“: man fürchtet Zukünftiges und sieht keinen Gewinn darin, vom Regen in die Traufe zu kommen. Von allen zivilisierten Ländern allein besitzt Frankreich, die Städte ausgenommen, keine Statistik der Todesursachen. Man ist da manchmal zu bedürfnislos in bezug auf Reinlichkeit, zu konservativ, in den Bräuchen des bigotten Hofes Ludwig XIV. lebend, wo man sich das Gesicht „fast täglich“, sogar die „Füße gelegentlich“ wusch. Und die Entwicklung zu Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Vor nichts hat die überwiegende Mehrheit größere Angst als vor der Freiheit; sie ist dem Volke zu teuer zu stehen gekommen. Gleichheit ist nirgends utopischer als im französischen Kastengeist. Und bei der Entdeckung der Brüderlichkeit in der ersten Revolution war der Selbstschutz ausgeschlossen. Nur auf einem Gebiete gibt es kein konservatives Frankreich: in der Mode. Sie steht über jeder Regierung. Durch die stärkste Macht in Frankreich, durch die Frauen, geschützt, ist die Mode allmächtig.

Die Höflichkeit, eine Tugend, die im Verbllassen ist, ist dem Franzosen angeboren. Seine Höflichkeit ist nicht allein Staatskleid, sondern auch Hauskleid. Man begegnet daher nicht selten solchen, bei denen es

nicht gleich festzustellen ist, welcher Gesellschaftsklasse sie angehören, und die man, um ihres Auftretens willen, eher zu hoch als zu niedrig einschätzt, während bei andern Nationen das Umgekehrte passieren könnte.

Irrtümlich wäre die Annahme, bei solcher ausgesprochener Höflichkeit müsse sich die Freundschaft fast von selbst ergeben. Gemüt, Herz hat der Franzose nicht so viel wie der Deutsche. Angenehm ist, daß ihre Höflichkeit, ihr Takt die Indiskretion ausschließt.

Unter allen Nationen ist die französische die reichste am Geist, am esprit. Den Franzosen zeichnet Geistesgegenwart aus. Militärischer Ruhm und Geist gehen ihm über alles, sagte schon der alte Cato. — Für die Unterhaltungen gibt es keine glücklichere Verbindung als die von Höflichkeit und Geist. Trotzdem ist das Wetter in Frankreich wie anderswo die rettende Planke, wobei das schlechteste die besten Dienste leistet. In der Unterhaltung muß überhaupt gesprochen werden; gegen diese Forderung verstößt der Franzose ebensowenig als gegen die, die Zunge zu zügeln, wiewohl ihm das schwerer fällt. Über sich selbst sprechen sie nicht. Scharfe Urteile vermeiden sie aus Höflichkeit. Das Bild des ewig schwadronierenden Franzosen trifft für den Gebildeten nicht zu.

Vom Wissen gilt bei ihm etwa die Meinung, allzuviel bedeute Ballast. Das merkt man bei der Kenntnis fremder Sprachen, beim berüchtigten Mangel an geographischem Wissen. Selbst in den Bibliotheken „Studierter“ wird man oft nicht viel andere Bücher finden als solche, auf die sie in der Zeit ihres Studiums angewiesen sind. Fortschritt erscheint denen ein Widerspruch, welche „angekommen“, ihre Examina abgelegt haben! Bücher, die zu andern Fakultäten gehören, sind erst recht nicht vorhanden. — Bald ist der Franzose nüchtern, vollendeter Realist, bald schwebt er in den Wolken. Die übergroße Vorsicht, von welcher des Landes beliebteste Sprichwörter ein beredtes Zeugnis ablegen, macht ihn teilweise zu dem, was man zuletzt bei ihm sucht: zum Philister. Man denke an seine nüchterne Intelligenz, an das was man „casanier“ nennt, gleich der Schnecke an das Haus gebunden; an seine „prévoyance“ die weit vorausschauende Sorglichkeit, welche alles „imprévu“, alle unangenehmen Überraschungen auszuschließen sucht, neben der prinzipiellen Beschränkung der Familie, und man wird sagen, es sind die Kennzeichen des Philisters. — Erstaunlich ist die französische Gabe der Assimilierung; sie ersetzt zum guten Teil die mangelhafte Bildung, Ausbildung. Daraus erklärt sich, wie Leute, denen es an ihrer Wiege wahrlich nicht gesungen war, ihr Land zu regieren, sich rasch als Minister, Ministerpräsidenten, Präsidenten in ihre Carrière hineingefunden haben.

Der Reichtum Frankreichs ist nicht zu bezweifeln. Die Franzosen geben zu, Armut sei kein Laster, und denken im stillen, es sei etwas noch Schlimmeres. „Erblich belastet“ sind sie meistens. Dazu tragen die „rationellen“ Heiraten mit der Addition viel bei. (Noch größeres Gewicht als auf die Mitgift an Geld legt man bekanntlich in Frankreich auf eine ganz andere Mitgift von Seiten des Mannes: auf die einer stürmischen Vergangenheit, auf einen vorangegangenen liederlichen Lebenswandel, der allein die Solidität in der Ehe verbürgen soll!) Was man besitzt, wird sparsam verwaltet. Der Haushalt kostet mäßige Summen, und Extraausgaben, die bei den Deutschen so beträchtlich sind, fallen nicht ins Gewicht. Aus der guten Gesellschaft fließt den Vergnügungslokalen nichts zu; aus der weniger bemittelten nicht viel im Verhältnis zu den zahllosen Millionen, die in Deutschland dahin getragen werden. Auf diese Weise bringt man es leicht zum Rentier, woran in Frankreich ein solcher Überfluß herrscht. Die Furcht vor dem „imprévu“ und das Bedürfnis der Unabhängigkeit sind in diesem System die treibenden Kräfte.

Die Ordenssucht ist bei den Franzosen ebenso leidenschaftlich als das Verlangen, sich rühmen zu hören. Wer aber beachtet, wodurch so viele Orden erlangt werden, wird dieser auf der menschlichen Eitelkeit erbauten Einrichtung wenig Bewunderung entgegen bringen. Auch der „Verdienstadel“, d. h. der Adel, den man durch „eigenes Verdienst“ gewinnt, sich selbst beilegt, zeigt die französische Eitelkeit. Aus Debuchet wird plötzlich ein de Buchet. Kenner nennen den größten Teil des französischen Adels unecht. Ein Gesetz gegen die Usurpation des Adels gibt es nicht.

Wer wissen will, was Enthusiasmus ist, muß die Franzosen in der Zeit freudiger Erregung, nach Erfüllung sehnlichst gehegter Wünsche, beobachten. Himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt sein findet bei ihnen markanten Ausdruck.

„Für oder gegen Rom“, lautet in Frankreich die Parole. Auf beiden Seiten findet man Katholiken und Protestanten. Daz die Staatsgewalt siegen müste, war natürlich in einem Lande, von dem man sagte, es besitze zu wenig Religion, um zwei daraus zu machen. Der hohen und niedern Geistlichkeit kann man nichts vorwerfen. Aber die Herde! Der Bauer ist nicht mehr so kirchlich gesinnt wie früher. Zahlreiche Pfarrer haben ihre Austritte genommen, auch viele ganze Gemeinden, besonders im Süden. — In politischer Hinsicht diktirt die Minorität dem Lande, das schweigt und gehorcht, seinen Willen. Dabei ist man stolz auf seine eigene, selbständige Meinung. Die französische Majorität steht in Abhängigkeit von dem Terrorismus frech schreibender,

laut schreiender Pamphletisten. Die „Stillen im Lande“ sind selbst schuld, wenn das Ausland in der Minorität die Majorität sieht.

Ist mit der Trennung von Kirche und Staat alles erledigt? Niemand kann diese Frage entscheiden; der Fall ist zu neu. Auf die Dauer wird der Reiz des Ungewohnten schwerlich seine Wirkung auf den Franzosen ausüben. Was wird aus dem sich immer mehrenden großen Teil der Bekennnislosen werden? Vor dem durch die katholische Geistesherrschaft angerichteten Unheil verschließt die Geisteselite in Frankreich die Augen nicht, indes zu dem Heilmittel des Protestantismus hat sie kein großes Zutrauen; den Weg der Besserung sucht sie anderswo; die meisten haben jede Fühlung mit der katholischen Kirche verloren und fühlen sich religionslos ganz wohl. Protestantismus ist für sie eine andere Art Klerikalismus. Man höre nur, mit welchem Haß sie von den Genfern reden! Und wie eigentümlich sind diese Freigeister manchmal: ungern sehen sie es, wenn ihre Frauen bei den Messen fehlen, die Töchter schicken sie in die Klöster.



Tranpeter und Schüsselchen.



ie wohnten sich gegenüber in zwei unerhört kleinen Häuschen mit zwei Fenstern Front, zwei Stockwerken und einem vergnügten Giebel.

Seit fünfzig resp. fünfundvierzig Jahren wohnten sie da. Ihre Eltern hatten ihnen dort zum Dasein verholfen, sie groß gezogen und ihnen, als es Zeit war, Platz gemacht.

Tranpeter wußte diese wohlgefällige Ordnung der Dinge auch gebührend zu schätzen — er hatte in dem halben Jahrhundert seines Erdenwandels nie unter einem anderen als dem angestammten Dache geschlafen.

Schüsselchen dagegen —

Es ist nie ersprießlich, wenn man sich von dem Tun seiner Altvordern abwendet und eigene Wege einschlägt. Meistens entstehen daraus unliebsame Dinge, wie Kampf, Not, Gemiedenwerden und jene Einsamkeit, die auch sehr starke Seelen unterkriegt, wenn sie sonst auch allem Ungemach Stand gehalten haben.